

erinnert: das Verlangen nach öffentlicher Kirchenbuße; verschiedene haben nämlich den Priester gebeten, sie nach einem Fehltritt von den Versammlungen, auch den eucharistischen, auszuschließen, weil sie sich unwürdig fühlen oder mit einem Sittengesetz trotz ihrer Bemühung noch nicht fertig werden. Bei allen, auch solchen, die nicht oder noch nicht zum Glauben zurückgefunden haben, kann der Verfasser eine sittliche Umänderung feststellen. Sie fangen an, ernstere und religiöse Bücher zu lesen; junge Ehepaare, die nur an Vergnügen dachten, wollen nun Kinder haben und sorgen sich um ein Heim für sie. Andere kehren zur bauerlichen Arbeit zurück, weil sich dort ihr neues Ideal reiner verwirklichen läßt, und gründen einen Hof in Gemeinschaftsbesitz.

Und schließlich erscheinen jene jungen Männer, die unter ihren Kameraden zu geistlichen Führern herangewachsen sind und nun unter ihnen die Rolle übernehmen, die zuvor der kommunistische Maire oder der sozialistische Fabrikinspektor gespielt hatten. Immer stärker werden sie von ihrer Vertrauensstellung in Anspruch genommen, und ihre Umgebung wünscht selber, sie für ihre Sendung freizustellen. Da regt sich denn in diesen hochherzigen Seelen ein neuer Wunsch: „Pierre hat mich gefragt, ob der Kardinal ihm die Weihe geben würde für seine Fabrik, deren Priester er tatsächlich schon ist, Riton für sein Viertel, Loulou für die politischen Bewegungen, die er um sich schart, Jean für seine Jugendherberge. Ich habe ihnen versprochen, daß die Kirche sie bald erwählen würde, ohne daß sie aus ihrer Umgebung herauszugehen hätten, zu deren Priester Gott sie erwählt hat... Schon sehen wir die Söhne der modernen Welt sich erheben, Techniker, Arbeiter, Ärzte, Mitglieder sozialer Bewegungen, und im Namen ihrer Gemeinschaft das Priestertum verlangen...“ (S. 344.) Mit diesem vielversprechenden Ausblick auf neue und doch so alte Formen des Apostolates, die sich langsam abzeichnen und in der praktischen Erfahrung bewähren, schließt das interessante Heft. A. Brunner S. J.

UM DIE EIGENART UNSERER HEUTIGEN CHRISTUSFRÖMMIGKEIT

Ein Blick in die Geschichte der nun fast zweitausendjährigen katholischen Frömmigkeit offenbart uns die Tatsache, daß man von einer „Wandlung des Christusbildes im Wandel der Zeit“ nicht nur im Sinne der vielfältigen Versuche der Kunst in den ver-

schiedenen Jahrhunderten, das Bild Christi in immer neuen Gestalten einzufangen, sprechen kann, sondern auch im Sinne einer immer wieder gewandelten Gestalt der Christusfrömmigkeit selbst.

Im Urchristentum trägt das Bild Christi sehr stark eschatologische Züge. Hier steht vor allem der ewige Allherrscher in seiner überirdischen Herrlichkeit und der strafend aufgereckte, majestätisch thronende Weltenrichter im Vordergrund. Im frühen Mittelalter und in der Romantik ist Christus vor allem der erhabene himmlische König, der große Herzog und Weltherrscher. Das Christusbild des Hochmittelalters ist sehr vieltätig. Die besondere Verehrung des Volkes aber gilt vor allem den Geheimnissen, in denen sich die Menschlichkeit Jesu am lebendigsten offenbart: dem Kind in der Krippe und dem leidenden und sterbenden Schmerzensmann. Unter dem Einfluß der Mystik tritt dann Christus als Seelenbräutigam mehr in den Mittelpunkt des Frömmigkeitslebens und beherrscht neben dem Bilde des leidenden Heilandes das Spätmittelalter. Zur Zeit der Renaissance steht Christus vor allem im Blickpunkt als der große und edle Mensch. Seine menschlichen Züge biegt der Pietismus dann stark ins Weiche, ja Süßliche um. Der Barockzeit ist Christus der in unzähligen und großartigen Deckengemälden immer wieder dargestellte strahlende, in der Herrlichkeit des Himmels siegreich thronende Herr. Das 19. Jahrhundert ist in seiner Frömmigkeit stark bestimmt vom anmutigen und zarten, oft aber auch kraftlosen und blutleeren Christusbild der Nazarener, das bis in unsere Zeit herüberwirkt.

Welche Eigenart zeigt nun die Christusfrömmigkeit unserer Zeit? Zu dieser Frage bietet Georg Bichlmair in seinem neuen Buch „Der Mann Jesus“ (Herder, Wien 1945, 270 S.) einen interessanten und beachtenswerten Beitrag. Die Wichtigkeit der Frage erfordert, daß wir auf die Ausführungen des Buches näher eingehen, zumal es vorläufig den meisten wohl unerreichbar bleiben wird. Es wäre aber schade, wenn damit das Anliegen, das dieses Buch unserer Zeit gegenüber vertritt, ungehört bliebe.

In dem am Tage seiner Rückkehr aus fünfeinhalbjähriger Verbannung geschriebenen Vorwort umreißt der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt hat, folgendermaßen: „Während der letzten Jahrzehnte ist eine Reihe hervorragender Christusbücher erschienen. Sie alle verfolgten das Ziel, die einmalige Größe und den inneren Reichtum der gottmenschlichen Persönlichkeit des

Herrn herauszustellen. Der Sohn Gottes ist als Mann Mensch geworden. Wir sehen den Reichtum und die Schönheit seiner menschlichen Natur erst dann in ihrer ganzen Fülle — soweit dies uns natürlich überhaupt möglich ist —, wenn wir auch die typisch männlichen Züge an ihr in den Blickpunkt bekommen. Sie sind vorhanden, zahlreicher als man im Vorhinein vermuten möchte. Sie wollte ich aufzeigen. So erscheint die unvergängliche Charaktergestalt Jesu erst in ihrer letzten Konkretheit und gewinnt eine ganz neue Liebesswürdigkeit. „Dieses Buch möchte also in unserer Zeit eine Aufgabe dadurch erfüllen, daß es im Bilde Christi einen besonderen Zug hervorhebt: seine Männlichkeit. Denn gerade darin sieht Bichlmair etwas, was er in der Christusfrömmigkeit unserer Zeit vermißt und was mit Schuld daran hat, daß das Christentum heute oft so wenig Werbekraft besitzt.“

Damit sind wir bei der interessanten Untersuchung über die Gründe angelangt, warum im christlichen Bewußtsein die männlichen Züge an der Gestalt Christi in den letzten Jahrhunderten zurücktraten. Sie bildet die Einleitung zu dem Buch. „Warum wohl wurde bisher Christus so selten oder gar nicht als Mann betrachtet und in Büchern dargestellt? Ohne Zweifel dürfte dabei eine gewisse Scheu mitgespielt haben, Christus ausschließlich und bewußt einem bestimmten Geschlecht zuzuweisen. Man fürchtete, dadurch der Universalität seiner Persönlichkeit und dem Reichtum seines Menschentums Eintrag zu tun. Ist er ja doch das Vorbild für Mann und Frau, in erster Linie Mensch und nicht nur Mann. Sein Menschentum entfaltet sich breiter und eindrucksvoller als sein Mannestum. Auch vom Standpunkt des Dogmas gilt da der entscheidende Satz: homo factus est, und nicht: vir factus est — er ist Mensch geworden, nicht: er ist Mann geworden. Man wird solchen Hinweisen schwerlich ihr Gewicht absprechen können. Indes bleibt doch die einfache Tatsache bestehen, daß der Sohn Gottes nun einmal als Mann Mensch geworden ist . . ., und es ist kein Grund ausfindig zu machen, warum wir sie (die Männlichkeit) nicht eingehend betrachten dürften. Nachhaltigen Einfluß auf die Gestaltung des Christusbildes des letzten Jahrhunderts hat die christliche Kunst ausgeübt. Gerade ihr gebricht es in hohem Maße an der Darstellung des kraftvoll Männlichen in der Christusgestalt. Das gilt vor allem von der Kunst des 18. Jahrhunderts mit ihren blutrünstigen Jammerbildern des Pietismus“, den

„glatten Salonporträts der Aufklärung“ (Hans Preuß) und den zierlichen Darstellungen des Rokoko. Diese Zeit schafft auch süßliche und schwächliche Christusbilder. Es mangelt ihnen „eine gewisse zudringliche Kraft“, wie sich Goethe einmal Eckermann gegenüber ausdrückt. Das Christusbild des 19. Jahrhunderts wird vorherrschend von der Schule der Nazarener geprägt. Die Vertreter dieser Kunstrichtung verstehen es zwar, fromme, anmutige und erbauliche Bilder zu malen, aber ihren Christusbildern gebricht es allzu sehr an Kraft und Männlichkeit. Sie glühen und leuchten nicht. Dieser Typus von Christusbildern fand Eingang in die Biblischen Geschichten und Katechismen, in die Bibeln und Hauspostillen, in die Gotteshäuser und Wohnungen, in die Serien von Andachtsbildern. Sie hinwieder formten die religiöse Phantasie der Kinder und des Volkes, nicht zuletzt auch — vielleicht mehr, als man zugeben mag — die Phantasie und Redeweise der Prediger und Verfasser von Gebetbüchern. Dazu kommen die zahlreichen Herz-Jesu-Bilder und herkömmlichen Herz-Jesu-Statuen, die in ihrer konventionellen Art geradezu fabrikmäßig hergestellt wurden. So fehlt lange Zeit vonseiten der Kunst jede Anregung dazu, den Mann Jesus zu betrachten und literarisch zu zeichnen.

Dazu kam der Einfluß des Liberalismus und liberalen Zeitgeistes. Er formte sich sein eigenes Christusbild: verwaschen und verschwommen, süßlich und sentimental, wie die ganze Frömmigkeit der liberalen Zeit es war. Freilich könnte man sagen: Weil das Bild des Mannes Jesus in der christlichen Frömmigkeit der letzten Jahrhunderte so wenig beachtet und in der Literatur fast gar nicht dargestellt wurde, deshalb fehlte es auch den Künstlern an Anregung zur Schaffung eines würdigen und männlichen Christusbildes. Indem wir diesen Einwand widerspruchslos gelten lassen, kommen wir auf den tiefsten Grund zu sprechen, warum das Bild des Mannes Jesus während der letzten Jahrhunderte in so hohem Ausmaß dem Blickfeld der gläubigen Christen entschwunden ist. Die Frömmigkeit erfuhr während der letzten Jahrhunderte mächtige Anregung durch Frauen. Die Herz-Jesu-Verehrung in der heute üblichen Form verdankt ihren ersten Anstoß den Privatoffenbarungen einer von Gott begnadeten Frau. Die Weltweihe an das Heiligste Herz Jesu wurde zuerst von einer Klosterfrau angeregt. Um die Einführung des Christkönigsfestes hat sich eine Frau unablässig und jahrelang bemüht. Sie durfte erst auf dem Sterbebette den Erfolg

ihrer Bemühungen erleben. Gewiß lagen im Herz-Jesu-Kult mit seinem Sühnedenken mächtige Anregungen zu einer soliden männlichen Frömmigkeit. Aber sie wurden vorherrschend von Frauen aufgegriffen und dadurch unwillkürlich ins Frauliche abgelenkt.

Wir haben der göttlichen Vorsehung keine Vorschriften zu machen. Warum sollte die vom Heiligen Geist geleitete Kirche nicht auch Anregung vonseiten der Frauen aufnehmen dürfen? Bedauern wir nicht, daß vonseiten der Frauen so viel Christusfrömmigkeit geübt wurde. Zu beklagen ist nur, daß vonseiten der Männer zu wenig geschah. Die Gnade spricht vor allem jene Herzen wirksam an, die innerlich bereit und geöffnet sind. Es hat offenbar in den letzten Jahrhunderten zu wenig Männer gegeben, die der Gnade Gottes hätten als Werkzeuge dienen können, um der neu aufblühenden Christusfrömmigkeit eindrucksvoll das Gepräge der Männlichkeit zu geben. Die Männer haben Christus zu wenig gesucht. Darum blieb auch das Bild des Mannes Jesus zu sehr im Hintergrund stehen. Die Frau empfindet und schildert das Innenleben des Herrn natürlicherweise fraulich, daher weicher, empfindsamer, milder als der Mann. Sie spricht anders von ihm. Sie hat einen anderen Zugang zu ihm. Nachdem der frauliche Gefühlston in der Christusfrömmigkeit einmal die Vorherrschaft erlangt hatte, drang er auch in die Predigt und Andachtsgestaltung, in die Gebetbücher und Erbauungsschriften ein. Schließlich fühlte sich der Mann im geistigen Raum der Kirche nicht mehr genügend angesprochen. Er zog sich zurück und räumte vielfach den Frauen das Feld.“

Der Verfasser weist darauf hin, wie auf dem Gebiete der Wissenschaft sich vor allem im letzten Jahrhundert eine ähnliche Entwicklung vollzogen hat in der fast ausschließlichen Beschäftigung mit der Psyche der Frau. Er kommt aus alledem zu der Forderung: „Was dringend nottut, ist die Zeichnung eines Vorbildes männlicher Religiosität und Frömmigkeit. Der Mann muß sich als Mann angesprochen fühlen im Gotteshaus, in der Predigt, im Standesvortrag, im Gebetbuch, im Erbauungsbuch. Wieviel Schiefes, Unechtes, Unwahres, Unmännliches muß sich im Laufe der Zeit in die praktische Darbietung des Christentums eingeschlichen haben, daß die Meinung aufgenommen konnte, es sei eine Sache für die Frauen und passe nicht für die Männer!“

Immer wieder bricht im Verlaufe der Darstellung das eigentliche Anliegen des Verfassers durch. So schreibt er: „Welch herr-

liche, mannhafte Gestalt sollte vor unserem Geiste aufstehen, sooft wir den Namen Jesus aussprechen oder aussprechen hören!... Leider läßt sich dies bei vielen Christen heute nicht mehr behaupten... Er erweckt in den meisten nur mehr eine matte religiöse Erinnerung oder das Bild vom allzu weichen und milden Heiland, wie ihn die Nazarener gemalt haben, oder die Vorstellung vom müden Dulder, dem die göttlich-siegreiche Kraft genommen ist, oder die Phantasie von einem schönen Männerkopf mit milchzarten Farben, nichtssagenden Augen, kirschrotem Mund, weichlich und sinnlich, nicht mehr die markigen, festgeprägten Züge des Mannes Jesus“ (19).

Wie gerade Jesus der Mann das lebendige Vorbild echten und edelsten Mannestums ist, das zeigt Biehlmaier in den sechs Abschnitten seines selbst ganz männlich, kraftvoll und aus innerer Begeisterung geschriebenen Buches. Er zeichnet Jesus als den „Mann aus Nazareth“ in seiner Herkunft, in seiner männlichen Lebensweise und Geistesart, dann als ungebrochenen, seiner Sendung getreuen „Mann im Dienste der Lebensaufgabe“, wie er mächtig in Wort und Tat, in männlicher Kraft an der Aufrichtung des Gottesreiches arbeitet. Im dritten Abschnitt zeigt er Jesus als „Mann gegenüber der Frau“ in seiner Stellung zum Geschlechtlichen, zur Mutter und zu den Frauen. Die Gottesvorstellung Jesu, die Eigenart seines Innenlebens, die männliche Herbe seines Betens, seine Stellung zur Welt beleuchtet das Kapitel „Mann vor Gott“, an das sich die Schilderung von Jesus als dem „Mann im Kampfe“ anschließt, wie er im Ringen mit seiner Zeit dem Neid, dem Haß, der Verfolgung durch seine Gegner mannhaft entgegentritt. In großen dramatischen Bildern erstet vor uns Zug um Zug die Gestalt und das Lebenswerk des Mannes Jesus, bis er sich uns schließlich in seiner ganzen und letzten Größe als „Gottesmann“ und Gottessohn offenbart. Denn wie es dem Verfasser zunächst darum ging, das „Menschlich-Männliche“ an der Charakteristik Jesu aufleuchten zu lassen, so ist es zum Schluß das „Göttlich-Männliche“, indem er zeigt, „wie überhaupt das Mannestum zum Göttlichen in einer besonderen Beziehung steht“ (212) und so auch „der unvergleichliche Glanz göttlichen Mannestums“ (250) auf Jesus ruht. „Die Gottheit formte und vollendete dieses unvergleichliche Mannestum, und die Charaktergestalt des irdischen Mannes wirkt noch formend ein auf das Bild seines Gottestums“ (253).

Der besondere Gesichtspunkt, von dem aus die Gestalt Christi hier betrachtet wird, bot leicht die Gefahr einer einseitigen Übersteigerung und somit Verzerrung des Bildes Jesu. Es ist wohlthuend, zu sehen, wie Bichlmair sich davon fernhält. Er ist bestrebt, zu zeigen, wie Jesus „nicht nur der Ruhm gebührt, der größte und bedeutendste Mann der Geschichte zu sein“ (224), nicht nur wie er „unter allen Männern am meisten Mann“ war und „in ihm die Idee des Mannestums ihre reichste und schönste und kraftvollste Verwirklichung gefunden“ hat (225), ja wie auch „alle Manneswürde sich darstellt als Abbild und Teilnahme an seiner Manneswürde“ (217), sondern wie er mehr war als nur Mann, wie vielmehr „die Herrlichkeit seines Mannestums vergänzt in den Tiefen seiner Gottheit“ (225).

Auf dem dunklen Hintergrund unserer Zeit

und vor unserer geschichtlich gewordenen Christusfrömmigkeit leuchtet hier die einzigartige Kraft und Schönheit des Mannestums Jesu auf. Von diesem männlichen Christusbild geht eine geheime Anziehungskraft aus. Der Mann Jesus gewinnt Macht über die Herzen der Menschen. Wir wollen dem Verfasser dankbar sein, daß er uns einen neuen Anstoß gegeben hat, uns in die durch die Vergangenheit bestimmte Eigenart unserer heutigen Christusfrömmigkeit zu vertiefen, und daß er unsere Aufmerksamkeit auf ein wirkliches Anliegen unserer Zeit hingelenkt hat, nämlich in allen Äußerungen unseres gegenwärtigen Frömmigkeitslebens darauf hinzuarbeiten, daß die männlichen Züge an der unvergleichlichen Gestalt Christi wieder mehr hervortreten und zur Geltung kommen.

Herbert Gorski S. J.

Besprechungen

GESCHICHTE ALS BILDUNGSMACHT.

Ein Beitrag zur historisch-politischen Neubesinnung. Von Gerhard Ritter. Kl. 80 (53 S.) Stuttgart 1946, Deutsche Verlagsanstalt.

Die Gegenwart verlangt eine geschichtliche Neubesinnung. Keiner verschließt sich dieser Notwendigkeit, die zudem von außen uns auferlegt wird. Der Umsturz hat aber auch die ganze Fragwürdigkeit des Geschichtsunterrichts dargetan. Besteht er in der Anhäufung von Tatsachen oder in der Herausarbeitung großer Linien, die leicht einer Fälschung der Wirklichkeit gleichkommen? Auch die Geschichte als ethisches Fach ist dunkel. Man muß jede Zeit aus ihren eigenen Voraussetzungen deuten. Daraus entsteht leicht ein geschichtlicher Relativismus. In der Geschichte wirken einzelne Männer und wirkt das gesamte Volk. Es kämpft das Gute mit dem Bösen, und nur zu oft erscheint die geschichtliche Tatsache als Wirkung des Bösen und reinen Zufalls. Daraus kann innerer Pessimismus entstehen. Die Geschichte soll schließlich Staatsbürger erziehen und muß darum eine sichere Tradition aufweisen. Der Zusammenbruch aber läßt uns in dieser Beziehung fast völlig ratlos dastehen. So ist die Geschichte als Bildungsmacht fragwürdig geworden. Dennoch hat sie ihren Wert. Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der sozialen Wirklichkeit. Sie verbindet uns mit der Vergangenheit und läßt uns den Werdegang der Mächte er-

kennen, mit denen wir zusammenstehen. Das ethische Urteil ist in der Geschichte möglich. Verstehen heißt einleuchtend machen, aber nicht rechtfertigen. Geschichte ist auch politisch lehrreich. Denn wenn auch jeder Augenblick einmalig ist und wir keine geschichtlichen Gesetze aufstellen können, offenbart sie uns eine gewisse Typik des Geschehens. Unveränderte Lebensbedingungen wirken immer in derselben Weise und Gestalt auf feste Traditionen, die einheitlich weiterwirken. Aus der Geschichte kann eine neue Gemeinschaftsüberzeugung entstehen. Auch ohne daß wir im einzelnen den objektiven Quellenbestand ganz genau erkennen, sind sichere Erkenntnisse möglich. — Nachdem Ritter sowohl die Schwierigkeiten wie die Werte der Geschichte dargelegt hat, stellt er die politischen Erziehungsaufgaben der deutschen Geschichte der Gegenwart dar. Zwei Thesen stehen sich hier gegenüber. Die eine sieht im Zusammenbruch das gewaltsame Ende einer glänzenden Entwicklung, die andere betrachtet die Gegenwart als Ergebnis einer Fehlentwicklung seit 1740 oder 1517, oder seit dem späten Mittelalter. Was ist wahr? Ritter wehrt sich dagegen, allein Kultur- und Geistesgeschichte zu treiben; auch die Politik, auch die Macht sind wirkliche geschichtliche Größen. Es ist unsere Aufgabe, sowohl das Verdienst Preußens wie seine Begrenzung herauszuarbeiten. Neben dem Deutschen Volk müssen auch die übrigen Kräfte im Miteinander des Lebens dargestellt wer-